

Das Kriegsende in Ruhleben

Die Lage war brenzlich. Doch an unserem (Mutter mit mir und kleinem Bruder) Evakuierungsort am Fuße der Schneekoppe war die Lage Anfang Februar 1945 noch brenzlicher, die Front war nahe. Auf meinem Schulweg in der Morgenstille durch den verschneiten Wald hörte ich das Grollen der großen Panzerschlacht in der Ferne – das Geräusch vergisst man nie. Wir entkamen der Eroberung von Oberkleinaupa (jetzt: Horni Mala Upa) durch Russen und Tschechen gerade noch rechtzeitig, mit dem vorletzten Zug, der von Hirschberg nach Berlin fuhr. Schon die Umstände dieser Fahrt waren albtraumartig.

Mutter beschloss, nicht in unsere Wohnung in Wilmersdorf zu ziehen, sondern bei der Oma in Ruhleben zu bleiben, ein kluger Entschluss. Im Februar gab es Luftangriffe auf Berlin zu jeder Tageszeit, nicht nur nachts. Angekündigt wurden diese etwa 15 Minuten vorher im Radio – das aktuelle Programm wurde unterbrochen, es ertönte ein lauter Kuckucksruf über den Sender und die Ansage „Starke feindliche Verbände über Celle im Anflug auf Berlin.“ Unter dem U-Bahnhof Ruhleben befand (und befindet sich sicher noch) ein stark ausgebauter Luftschutzbunker. Eine Hausbewohnerin – das war nicht immer unsere Mutter – ging dann schnell mit uns Kindern zum U-Bahnhof in den Bunker. Dort war es gerammelt voll, kein Licht – Kerzen durften nicht angezündet werden, da sie Sauerstoff verbrauchen und die Luft war ohnehin stickig – dazu das Rummeln der Bombenabwürfe in der Ferne, für uns Kinder eine fast unerträgliche Situation.

Die U-Bahn fuhr bis in die letzten Kriegstage, wie weit sie von der Endstation Ruhleben noch in Richtung Innenstadt fuhr, weiß ich nicht. Ihre Benutzung wurde immer weiter eingeschränkt und durch mehrere Sorten von Berechtigungsausweisen geregelt. Immer weniger von diesen waren gültig. Auf Ruhleben gab es nicht so viele Bombenangriffe, wie auf die Innenstadt, aber das Olympiastadion lag als Ziel ganz in der Nähe. Unser Haus wurde von einer Brandbombe getroffen, der Brand konnte jedoch schnell gelöscht werden, da die Hausbewohner während eines Luftangriffs wachsam waren.

Tagüber schossen feindliche Tiefflieger auf alles, was sich draußen bewegte. Als ich eines Tages wagte, im Garten zu schaukeln, holte meine Mutter mich sofort ins Haus. „Siehst Du denn nicht die Flugzeuge?“ „Ach, ich dachte das wären unsere“ „Unsere gibt es schon längst nicht mehr!“ Trotz dieser Gefahr waren ständig Hausbewohner unterwegs, auch meine Mutter, um Lebensmittel auf die aufgerufenen Markenabschnitte zu erstehen.

In unserem Garten, in der Nähe des Eingangs zum Grundstück, stand eine alte morsche hölzerne Laube. Im März markierten die Hausbewohner auf den hölzernen Bodenbrettern ein großes Quadrat, entlang dieser Linie wurden die Bretter durchgesägt und vorsichtig entfernt. Darunter wurde eine große tiefe Grube gegraben, in die jeder Hausbewohner seine Wertsachen, oder was er dafür hielt, versenken konnte. Über all den Koffern und Kisten wurde die Erde wieder festgetreten, die Bodenbretter wieder eingesetzt und die Stelle mit viel welkem Laub kaschiert. Zu dieser Zeit – Anfang März – schien es ratsam, sich auch tagsüber viel im Luftschutzkeller des Hauses aufzuhalten. Der Keller war leidlich möbliert mit einigen

alten Sofas, damit auch abwechselnd dort geschlafen werden konnte. Vor den beiden Fenstern war eine niedrige Backsteinmauer als Splitterschutz errichtet worden, die aber doch etwas Licht hereinließ. Das Essen wurde in den Wohnungen zubereitet, gegessen wurde dann im Keller. In Ruhleben gab es noch Strom oder Gas und vor allem gab es, wenn auch unregelmäßig Wasser, denn die Toiletten funktionierten.

Ende März wurden die Luftangriffe heftiger, besonders nachts. Die herabfallenden Bomben machten ein durchdringendes pfeifendes Geräusch, bevor der Krach der Detonation hörbar wurde. Ich hielt mir die Ohren zu, ich hatte Angst. Meine Oma tröstete mich mit den Worten: „Die Bombe, deren Pfeifen du hörst, die trifft dich nicht. Die Bombe, die dich trifft, die hörst du vorher gar nicht!“ Na, wenn das kein Trost war. Der Kuckuck rief fast ununterbrochen. Dazwischen die Durchhalteparolen; ich erinnere mich nur an viele Reden, von denen ich wenig verstand. Es gab noch eine Zeitung, die regelmäßig kam: Der Panzerbär. Es war ein kleines Zeitungsformat, nur etwa 4 Seiten, mit Nazipropaganda und – zu meinem Erstaunen – in jeder Ausgabe noch ein Kreuzworträtsel. Dafür fehlten die vielen Seiten mit den Todesanzeigen gefallener Soldaten, die bis vor kurzem die Zeitungen gefüllt hatten. Von der nationalsozialistischen Politik verstand ich nichts, war aber am Kriegsgeschehen interessiert und verfolgte das Einrücken der Alliierten in Deutschland und die Kämpfe im Osten, soweit darüber berichtet wurde. Offensichtlich wurde aus den Gesprächen und dem Getuschel unter den Erwachsenen, dass der Nazipropaganda nicht mehr geglaubt wurde.

Am Sonntag, dem 15. April war mein 9. Geburtstag. Ob ich Geschenke bekam, weiß ich nicht mehr, aber irgendwie hatte die Hausgemeinschaft aus ihren knappen Rationen einen Kuchen für mich gezaubert. In wenigen Stunden würde die Rote Armee die Oder überschreiten und der Endkampf um Berlin beginnen, aber davon ahnten wir nichts. Zu dieser Zeit lebten wir alle, insgesamt 11 Personen vollständig im Keller. Es waren 7 Frauen, 1 gebrechlicher alter Mann, mein kleiner Bruder (4), ich und noch ein 14jähriger Junge.

Am 20 April – Hitlers Geburtstag – lief die Propagandamaschine im Rundfunk noch einmal so richtig auf Hochtouren. Natürlich, der Endsieg war ja nahe! Die Erwachsenen schüttelten befremdet die Köpfe und ließen sarkastische Sprüche los. Ich kann mich nicht erinnern, dass ich Hitler selbst im Radio gehört hätte, ich kann mich nur erinnern, dass Goebbels sprach. Zugleich gab es Gerüchte von einer Armee Wenk, die die Russen von Süden her zurückschlagen sollte. Das glaubten aber nicht mehr viele! Die Reste der Armee Wenk lagen in jenen Tagen westlich des Spreewalds und wollten oder konnten nichts für Berlin tun. Sie wollten sich zu den Amerikanern durchschlagen und dort in Gefangenschaft gehen. Was wir in Ruhleben natürlich nicht wussten, war, dass die Russen Berlin mit zwei Armeen in einer Zangenbewegung zu erobern planten: die Schukow-Armee von Nordosten und Osten, die Konew-Armee von Südwesten und Westen. Tatsächlich stand die Konew-Armee zu dieser Zeit bereits im Süden von Berlin.

Einige Tage später brauchte der Volkssturm Verstärkung. Dicht am Zaun, der das olympische Gelände von der Siedlung Ruhleben trennte, hatte die Wehrmacht ein großes Vorratslager errichtet, es lagerten da vor allem Lebensmittel und Stoffe. Der Volkssturm war beauftragt, das Vorratslager zu verteidigen. Ein Trupp bewaffneter Uniformierter durchsuchte in Ruhleben Haus für Haus, um Kämpfer zu rekrutieren. Der alte Mann in unserem Haus war

nun wirklich nicht mehr an der Waffe zu gebrauchen, aber den 14-jährigen Jungen – ein Kind noch – den nahmen sie mit, trotz des Geschreis seiner Mutter. In dieser letzten Phase des Krieges hatten wir mehr Angst vor den Nazis als vor den Russen. Nach einigen Stunden war er wieder da, angstschlotternd. Man hatte ihm oben in der Stellung neben dem Lager gezeigt, wie man ein Gewehr bedient, aber zum Schießen war er gar nicht mehr gekommen, denn es schlug eine Granate oder Bombe genau in ihrer Stellung ein. Was dabei in Einzelnen passiert war, konnte er gar nicht berichten, er erlitt einen Nervenzusammenbruch, warf das Gewehr fort und rannte über Stock und Stein – der Zaun war inzwischen kaputt - den Hügel wieder hinunter, back to Mama. Eigentlich hätten die anderen Volkssturm-Männer ihn erschießen müssen, aber zum Glück waren da wohl noch paar Einsichtige, die das Kind laufen ließen. Eine Nacht versteckten wir ihn unter Kohlen im Kohlenkeller. Ich sollte das eigentlich gar nicht wissen, aber bekam es natürlich doch mit. Am nächsten Tag fand seine Mutter ein sichereres Quartier für ihn.

In der letzten Aprilwoche rückten die Russen mit ihren Panzern auf dem Spandauer Damm vor und nahmen das erhöhte Gelände des Olympiastadions ins Visier. Der Volkssturm ballerte in Richtung Spandauer Damm. Die Antwort der Russen folgte umgehend. Es begann ein munteres Schießen hin und her über die Köpfe der Ruhlebener hinweg. Womit der Volkssturm schoss weiß ich nicht, die Russen jedenfalls hatten Stalinorgeln, jene 12 Rohr Granatwerfer, die die Deutschen so benannt hatten. Bis allerdings die Russen den richtigen Winkel gefunden hatten, um die Schützengräben des Volkssturms dort oben zu treffen, schlugen die meisten Geschosse in Ruhlebener Häuser ein. Eine dieser Granaten durchschlug unsere Hauswand im Treppenhaus und landete in der Kante einer Treppenstufe, gerade als eine Hausbewohnerin mit einem Tablett mit einer Mahlzeit zwei Stufen höher stand. Sie blieb cool und ließ nicht einmal das Tablett fallen, wäre ja auch schade um das kostbare Essen gewesen. Wir alle waren Bomben, Beschuss und Granaten inzwischen so gewohnt, dass uns das nicht aus der Fassung brachte.

Es muss am 27. April gewesen sein, als das Schießen plötzlich aufhörte. Der Volkssturm hatte die Stellung aufgegeben und so schossen auch die Russen nicht mehr. Das war **die** Gelegenheit für die Ruhlebener, sich mit Lebensmitteln einzudecken. Jeder rannte so schnell er konnte über Stock und Stein den Hügel hoch, griff sich oben zwei Kartons und stolperte den Berg wieder hinunter, brachte die Kartons - ohne zu wissen, was sie enthielten - nach Hause und rannte wieder hoch, um zwei weitere Kartons zu ergattern, dann war das Lebensmittel-Lager leer. Nun begann das Auspacken, was hatte man erwischt. Meine Mutter hatte einen Karton mit Traubenzucker-Tabletten (wertvoll, da Energiespender) und einen Karton mit fettigen Knackwürstchen (wertvoll da Proteine und Fette) mitgebracht. Jetzt wurde der Buschfunk in der Siedlung angeworfen und ein reger Tauschhandel begann. „Im Brombeerweg hat jemand Brot!“ „Im Stendelweg hat jemand Butter!“ „Im Machandelweg hat jemand Mehl!“ „An der Fließwiese hat jemand Zucker!“ Ohne Beschuss konnten die Bewohner nun die genannten Adressen aufsuchen und tauschen und so die letzten Kriegstage überstehen.

Am nächsten Tag, am 28. 4. sahen wir die ersten Russen. Zwei einfache Soldaten in brauner Uniform, asiatisch aussehend, fuhren mit einer Art Jeep – Panjewagen hieß das damals bei

uns – von der Rominter Allee kommend den Murellenweg entlang, hielten, gingen in die Häuser und holten die Bewohner aus den Kellern. Wir mussten uns alle in einer Reihe neben dem Haus aufstellen und unsere Hände ausgestreckt vorzeigen. Aber so doof, noch einen Ring zu tragen, war kaum jemand, so blieb die Ausbeute gering. Männer wurden mit „Uhri, Uhri“ von ihren Uhren befreit, sofern noch welche am Arm waren. Ganz offensichtlich hatten die Beiden es eilig. Nach einem Streifzug durch die halbe Straße fuhren sie schnell wieder weg. Vermutlich hatten sie sich unerlaubt von der Truppe entfernt und wollten zurück sein, bevor ihr Fehlen entdeckt wurde. Offensichtlich hatte sich die Konew-Armee nach der Eroberung Spandaus oder schon vorher geteilt, ein Zug kämpfte sich die Heerstraße entlang zum Zentrum, von dort kamen die Beiden und ein anderer Zug kam über den Spandauer Damm.

In derselben Nacht hörten wir plötzlich laute dumpfe Schläge dicht am Haus. Meine Oma lugte vorsichtig aus dem Toilettenfenster im Erdgeschoss, kam zurück in den Keller und berichtete: „Sie hauen den Kirschbaum um!“. In die Einfahrt hinter dem großen Eingangstor hatte mein verstorbener Großvater einen Kirschbaum gepflanzt, da er sich nicht vorstellen konnte, jemals ein Auto zu besitzen. Der Baum war inzwischen groß und dick und versperrte den Panzern den Weg. Schließlich war es geschafft. 4 T 34 rollten auf unser Grundstück. Die Mühe, das eiserne Tor zu öffnen, machten sich die Soldaten gar nicht, sie fuhren das Tor einfach um! Die Panzer parkten auf der Wiese hinter dem Haus, direkt vor unserem Küchenfenster. Hier in Ruhleben wollte dieser Truppenteil der roten Armee also Station machen.

Dann erschien „der Kommandant“, so nannten wir den Befehlshaber dieser Truppe, in unserem Keller. Meine Oma, eine echte couragierte Berlinerin, richtete sich vor dem Kommandanten kerzengerade auf und sagte „Wir sind alles Zivilisten und wohnen im Keller!“ Der Kommandant verstand das, er sprach etwas deutsch mit Akzent. Er erklärte das Haus als beschlagnahmt, wir könnten aber im Keller bleiben und fügte hinzu: „Bei mirr Disziplin!“ Damit war gemeint (wie sich später herausstellte), dass er keine Vergewaltigungen dulden würde.

Tatsächlich blieb dieser kleine Truppenteil etwa 4 Wochen in Ruhleben. Der Kommandant inspizierte am Tag das Haus und wählte die Wohnung im 1. Stock zu seinem Domizil, deren beide Bewohnerinnen wohnten ja ohnehin im Keller. Tatsächlich war diese Wohnung besonders schön und gepflegt. Eine Bewohnerin war Opernsängerin und hatte sich das große Wohnzimmer als Musikzimmer eingerichtet, mit einem Konzertflügel, Mahagoni-Bücherregalen, dazwischen Marmorbüsten von Komponisten und dicken Teppichen. Viele Russen sind große Musikliebhaber, vielleicht auch dieser Offizier, und deshalb die Wahl dieser Wohnung, ich habe ihn allerdings nie Klavierspielen gehört. Auch die anderen Soldaten blieben in der Siedlung, wo sie untergebracht waren, weiß ich nicht.

Im Verlauf des Tages rollte ein weiterer Panzer T 34 auf unser Grundstück. Auf der Wiese war nun kein Platz mehr, so fuhr der Fahrer den Panzer geradeaus direkt auf die kleine Laube zu. Einige Hausbewohner und ich beobachteten das und hielten den Atem an. Würde der Boden den Panzer tragen oder würde er einsinken und das Versteck damit verraten? Krachend sank die morsche Laube in sich zusammen, das Dach fiel vorne auf den Panzer aber der Boden hielt. Die Grube befand sich genau zwischen den Ketten! Fröhlich pfeifend stieg der

Rotarmist aus der Luke, sah noch einmal wohlgefällig auf seinen tollen Parkplatz und trollte sich.

Es war uns und allen Nachbarn klar, dass die nächste Zeit nicht leicht werden würde, trotzdem überwog das Gefühl, das Schlimmste überstanden zu haben. Ein Nachbar, der gerade einige Trümmer aus seinem Dachgeschoss räumte, rief voller Erleichterung „Endlich ist die Scheiße vorbei!“ Es gab auch noch nach Kriegsende Tote, denn verborgene Blindgänger explodierten beim Aufräumen.

Das Verhältnis zwischen den besiegten Deutschen und den Russen war zwiespältig. Tatsächlich gab in unserem Teil des Murellenwegs keine Vergewaltigungen, da passte der Kommandant auf. Aber der Kommandant konnte nicht überall sein und in anderen Teilen der Siedlung gab es wohl solche Übergriffe. Vor Kindern wurde über so etwas ohnehin nie gesprochen, aber ich wusste trotzdem schon Bescheid. Es gab viele Plünderungen. Jeder Rotarmist nahm sich was ihm gefiel, oft ohne zu wissen, welches wertvolle Stück er da gegriffen hatte. Teilweise wurden auch Wertstücke mutwillig zerstört. Mit den Einweckgläsern aus unserem Vorratskeller spielten die Soldaten Fußball. Aber war das noch wichtig?

Einerseits ließen die Russen die Bewohner unseres Hauses und des Nachbarhauses an ihrer Verpflegung teilhaben. Die Lebensmittel aus den Kartons waren schon zum großen Teil verbraucht, den Rest konfiszierten die Russen. Hinter dem Nachbarhaus, neben unserer Wiese gab es einen Trinkwasserbrunnen, deshalb bauten die Russen dort ihre ‚Gulaschkanone‘ auf und kochten jeden Tag ein Eintopfgericht für die ganze Einheit. Die Bewohner dieses und unseres Hauses konnten mit einem Teller oder einem Napf kommen und bekamen jeder eine Kelle ab. Andererseits gab es viele Denunziationen von Deutschen an Deutschen, da wurden wohl viele alte Rechnungen beglichen. Die Russen nahmen die denunzierten Personen mit, ohne die Beschuldigungen zu prüfen. So traf es auch einen Mann vom Haus gegenüber, der herzensgut war und sich vermutlich nichts hatte zu Schulden kommen lassen. Er wurde für 4 Jahre in ein russisches Arbeitslager verschleppt und kam als gebrochener Mann zurück.

Seine Tochter war meine Freundin, wir verbrachten viel Zeit miteinander, denn Schule gab es ja nicht. Ich bin vom 11. Februar bis Mitte Juni 1945 nicht zur Schule gegangen, so wie fast alle Kinder, das war auch irgendwie unwichtig, denn auch als die Schule wieder anfang, gab es viele Einschränkungen. Schulen waren zerborst, Lehrer fehlten, jegliches Unterrichtsmaterial fehlte und ebenso ein Lehrplan, denn der alte durfte natürlich nicht mehr angewendet werden. Trotzdem wurde das abgebrochene Schuljahr ab Juni bis August 1945 irgendwie zu Ende geführt und im Herbst 1945 begann ein geordneter Unterricht unter erschwerten Bedingungen: Schulen im Winter ungeheizt, oft Schichtunterricht und oft mit 2 Klassen und nur einem Lehrer in einem Raum, zu wenige Möbel, wir hockten auf den Fensterbrettern. Auch gab es regelmäßig Läusekontrolle durch den Amtsarzt. Erst nach der Blockade, mit der Gründung der Bundesrepublik begann sich die Lage zu normalisieren.

Die Einnahme Ruhlebens kann ich also auf den 29.4. datieren. Noch an demselben Tag gab der Kommandant den Befehl an alle deutschen Bewohner, die vielfach weiße Fahnen herausgehängt hatten, am 1. Mai müsste an jedem Haus eine rote Fahne hängen. Woher

nehmen? Teilweise konnten die Bewohner noch Stoff aus dem Lager ergattern, sonst wurden Betten aufgeschnitten, um an roten Stoff zu kommen. Kurz darauf kam der Befehl, dass am 8. Mai an jedem Haus die Fahnen der vier Siegermächte hängen müssten! Viele wussten gar nicht, wie die genau aussehen, besonders die englische Fahne gab Rätsel auf. Das war die große Stunde meiner Oma, sie war gelernte Weißnäherin, konnte also perfekt maschinenähen. Auch die Russen hatten inzwischen das Vorratslager der Wehrmacht auf dem Olympia-Gelände entdeckt, dort vor allem die Stoffe, viel weißes Leinen. Sie tauchten bei meiner Oma auf und baten sie, Unterwäsche zu nähen.

So wurde unser Wohnzimmer zur Nähwerkstatt. Eine weitere Hausbewohnerin brachte ihre Nähmaschine ebenfalls in dieses Zimmer und es entstand ein kleiner Betrieb. Jedes Mal, wenn sich die Soldaten oder Soldatinnen (es gab auch Frauen in der Roten Armee, auch in dem bei uns stationierten Truppenteil, sie waren meist die Politkommissare) ausziehen mussten zum Maßnehmen, mussten alle anderen Personen außer meiner Oma den Raum verlassen. Oma erzählte dann: „Mein Gott, die sind alle nackt unter ihrer Uniform!“ Offenbar war der Versorgungstross der Roten Armee bei dem schnellen Vormarsch nicht hinterhergekommen und alle hatten seit mindestens 3 Monaten keine neue Unterwäsche erhalten. Oder so ein Austausch war gar nicht vorgesehen. Als Weißnäherin (also Unterwäschenäherin) konnte Oma aus einem glatten Stück Leinen eine akkurate Herrenunterhose oder auch einen gut sitzenden Büstenhalter anfertigen. Was ihr höchste Anerkennung einbrachte. So konnten auch die Fahnen rechtzeitig produziert werden. Die russische und die französische waren vom Design her kein Problem, aber die britische!! Welche Streifen kamen wo hin? Auch die amerikanische Fahne hatte viele Streifen. Wenn gerade kein Soldat im Zimmer war, war die Nähstube mein liebster Spielplatz, aus den Stoffresten ließen sich fantasievolle Gebilde basteln und ich durfte die Sterne (damals nur 49) für die amerikanische Flagge ausschneiden.

Wie sehr die Russen in diesem Krieg unter den Deutschen gelitten hatten, enthüllte sich in einer herzerreißenden Szene in unserer Küche. Ein Soldat saß dort und wartete wohl auf seine Anprobe. Er nahm meinen kleinen Bruder, 4 Jahre alt, blond und niedlich, auf seinen Schoß und wiegte ihn hin und her. Dann fing der Soldat an zu weinen und sagte unter Schluchzen in gebrochenem Deutsch zu meiner Mutter: „Ich hatte auch einen kleinen Jungen; er sah aus wie dieser Junge. Die Deutschen haben ihn und meine Frau getötet, dafür nehme ich jetzt diesen Jungen mit mir nach Hause.“ Aufgelöst stürmte meine Mutter zur Oma in die Nähstube: „Der will den Kleinen mitnehmen!“ Meine Oma blieb ganz ruhig: „Das darf der gar nicht, das würde der Kommandant nie erlauben, wo soll er denn auf dem langen Rückmarsch hin mit einem Kind. Beruhige dich, der Kleine bleibt hier.“ Die Erzählung des Soldaten, die sich im Haus herumsprach, ging uns aber doch an die Nieren. Es zeigt sich an dieser Szene, welche Opfer die Sowjetunion in diesem Krieg erlitten hatte und zugleich, wie rechtlos die Deutschen in jenen ersten Nachkriegstagen waren und was wir alles für möglich hielten. Wenn statt des einfachen Soldaten der Kommandant selbst den Jungen hätte mitnehmen wollen, hätte er das vermutlich machen können, zumindest für die Zeit seines Aufenthalts in Deutschland.

Viele Details wären noch zu berichten, z. B. wie aus strammen Nazis plötzlich stramme Kommunisten wurden – „ich war ja schon immer Kommunist, konnte das nur nicht sagen“. Wohl in der Annahme, dass ganz Berlin russisches Besatzungsgebiet bleiben würde, denn von den Abmachungen von Teheran und Jalta zur Aufteilung Deutschlands wussten die meisten Deutschen nichts. Diese Typen waren dann ganz schnell weg, Richtung russischer Sektor, als die Engländer kamen. Die Russen verpassten noch in diesen ersten Wochen allen Einwohnern eine Mehrfachimpfung, wenn ich mich recht erinnere, gegen Typhus, Ruhr Cholera. Das war eine große organisatorische Leistung.

Ende Mai waren die Russen dann weg. Im Juni lief das Leben langsam wieder an und es kamen die Briten, aber das ist ein anderes Kapitel.

Helga Schwarz